

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 1. März 1917

Lebenswende

Novelle von Heinrich Steinhilber.

Ich war mit dem Abendessen in dem kleinen Städtchen angekommen, wo ich zu bleiben vorhatte, um nicht die Nacht hindurch fahren zu müssen. Mein Gepäck vertraute ich dem Hotelomnibus an und machte mich zu Fuß auf den Weg. Ich zog es von jeher vor, fremde Orte gemächlich gehend zu durchwandern und sie soherart besser kennen zu lernen, als es eine Fahrt ermöglicht, die jeden tieferen Einblick verwehrt.

Es war erst neun Uhr, aber als ich die paar Wagen, die zur Ankunft des Güterzuges bei dem Bahnhof gewesen waren, verloren hatten, herrschte so tiefe Stille in der kleinen Stadt, daß man glauben konnte, Mitternacht sei nahe. Ich schlenderte langsam dahin und vertiefte mich in die Betrachtung eines besonderen originalen, altertümlichen Bauwerkes, an dessen die Stadt reich war. Die Straßenbeleuchtung war eine erstaunlich gute für das verschlafene Nestchen und begünstigte meine Beschäftigung. Gestört wurde ich darin nicht, denn die paar Menschen, die mir begegneten, streiften sich zwar mit dem üblichen Blick flüchtiger Neugierde, wie ihn die Kleinstädter für fremde Gesichter bereiten haben, ohne sich jedoch weiter um mich zu kümmern.

Ich liebe diese einsamen Wanderungen durch nachtsille Gassen und bin sie von Berufswegen gewöhnt. Wenn ich von Krankenbesuchen komme, gibt mir der Gang durch die schlummernden Straßen ein gut Teil der Ruhe des Gemütes wieder, die bei schweren Fällen, und um solche handelt es sich doch meist bei nächtlichen Konsultationen, trotz jahrelanger Praxis doch immer empfindlich geföhrt wird. Langsam verblissen dann die geschaute Schmerzensbilder, die Klagenlaute verstummten, die uns je mehr bedrängen, je weniger es in unserer Macht gegeben ist, Hilfe spenden zu können. Wie segnende Hände legen sich die Stille und Ruhe der Nacht auf das zogene Herz, ihm die Beruhigende nach Möglichkeit erfüllter Pflicht gebend.

Eilige Schritte klangen plötzlich beinahe erschreckend durch die herrschende Stille. Ein kleines Mädchen kam die Gasse heraus gelaufen und blieb ein paar Häuser vor mir stehen. Sie legte die Hausglocke in Bewegung, zweimal, da ihr nicht gleich geöffnet wurde. Inzwischen war ich näher gekommen und trotzdem ich auf der anderen Straßenseite war, konnte ich dank der an dem Hause befindlichen Laterne sehen, daß ein ärztliches Schild neben dem Tore angebracht war.

Etwas wie Säbentende war es, was sich in mir regte und wie man sie wohl leicht empfindet, wenn man für einige Zeit dem Berufsloos entschläpft ist und sieht, wie andere sich darunter beugen müssen.

Eben wurde das Tor geöffnet und den hastigen, für mich nicht verständlichen Worten des Mädchens folgte die Auskunft: „Der Herr Doktor wurde geholt und dürfte erst nach mehreren Stunden zurückkommen.“ Daraufhin wandte sich das Mädchen und wollte die Straße hinauf weiterlaufen. Ihre Absicht errotend, rief ich die Frau von der Haustür aus nach: „Sie finden auch Dr. B. nicht zu Hause. Er mußte mit unserem Herrn fahren, da es sich um eine Operation handelt.“ Darauf zog sie sich zurück und schloß das Tor wieder.

Das Mädchen stand eine Weile ratlos, es den Rückweg einschlug. Ich folgte es daraus, daß die Stadt nur zwei Ärzte besaß.

Die vorhin empfundene kleine Säbentende war längst verfliegen. Ich fühlte mich momentan nicht mehr als berufsfreier Reisender, sondern wieder als Arzt, der wußte, daß jemand seiner Hilfe bedurfte. Ich überquerte rasch die Straße und trat auf das Mädchen zu.

„Sie suchen einen Arzt, wie ich höre. Wenn Sie mir vertrauen wollen, ich bin bereit, Ihnen zu folgen.“ Das junge Ding sah mich an und ohne einen Moment zu überlegen, tief es mit großer Erleichterung:

„Ach bitte, wenn Sie die Güte hätten. Die gnädige Frau würde Ihnen gewiß sehr dankbar sein.“

Ich nahm meinen Schritt ihrer raschen Gangart an und versuchte mich zu informieren, worum es sich handelte. Ein kleines Mädchen war die Patientin. Es war an Typhus erkrankt. Bei dem Vormittagsbesuch des Arztes war noch keine unmittelbare Gefahr gewesen, weshalb er erst morgen wieder kommen wollte. Aber gegen Abend hatte sich das Fieber in be-

drohlicher Weise gesteigert. Ich stellte noch einige Fragen, konnte aber von dem Mädchen nichts Genaueres erfahren.

Vor dem Hotel hieß ich sie warten und holte für alle Fälle die kleine Reispapothek, die ich mit mir führte, aus dem für mich bereitstehenden Zimmer.

Wir waren dann bald am Ziel und ich folgte dem führenden Mädchen in das erste Stockwerk eines vornehmen, stillen Hauses. Noch während ich ablegte, ging eine Tür auf und eine junge Frau trat in den Vorraum. Sie blieb sichtlich unangenehm berührt stehen, als sie statt des erwarteten Arztes einen Fremden vor sich sah.

Das Mädchen begann seine Meldung, ich unterbrach sie aber und legitimierte mich rasch.

Die Dame richtete mir die Hand. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor, daß Sie sich bemühen wollen,“ sagte sie einfach, doch mit so tiefem Ausdruck in den wenigen Worten, daß man fühlte, mit welcher Herzensangst sie auf ärztliche Hilfe geharrt hatte.

Sie bot mich zu folgen und trat in das Zimmer zurück, aus dem sie gekommen war. Beim Durchschreiten desselben erkannte ich, daß es ein Malerzimmer sein mußte, in dem ich mich befand. Ringsum an den Wänden hingen begonnene oder halbferige Genreskizzen und Landschaftsstudien, und ein großer Glaschrank barg eine Anzahl Mappen, auch mit Bildern gefüllt.

Nur flüchtig nahm ich meine Blicke dies wahr, ehe ich mit der jungen Frau in das Nebenzimmer, an das Bettchen des Kindes trat.

Meine Fragen nach der Erkrankung und der bisherigen Behandlungsmethode beantwortete sie mit solcher Umsicht und Genauigkeit, wie es nur Frauen können, die im Leben auf sich selbst angewiesen und die gewöhnt sind, auch ganz allein die Sorge um ihr Kind zu tragen. Durch diesen gründlichen Bericht erleichterte sie es mir auch, mir ein genaues Krankheitsbild machen zu können, dessen Nichtigkeit mir die nachfolgende Untersuchung bestätigte.

Es stand sehr schlimm um die arme Kleine.

Ich konnte mich der Behandlungsart meines Kollegen nur anschließen und der Mutter empfehlen, dieselbe weiter zu befolgen. Zur Linderung der momentanen, fieberigen Unruhe holte ich ein Mittel aus meiner Apothek und bat die junge Frau, es dem Kind einzuföhren.

Die Untersuchung vorhin hatte es in halb schlafendem Zustande, wortslos über sich ergehen lassen. Als nun die tüpfe Flüssigkeit seine Lippen neigte, sog es sie begierig ein und die Augen öffneten sich. Ich trat zurück, um ihm fürs erste den Anblick eines Fremden zu ersparen. Doch durch meine rasche Bewegung wurde herbeigeföhrt, was ich verhindern wollte. Der Blick des Kindes wandte sich mir zu, ehe ich mich ihm ganz entziehen konnte.

Das in dem Zimmer herrschende Halb Dunkel machte es der Kleinen unmöglich, auf die Entfernung hin, in der ich mich nun befand, meine Gesichtszüge zu unterscheiden. Mit einem schwachen Schrei streckte sie die Hand nach mir aus und fragte mit freudestimmender Stimme:

„O Vater, bist du endlich gekommen?“

Ich wußte nicht gleich, wie ich das Kind aus seinem Jretum reißen sollte und verhielt mich abwartend. Nach einem Moment der Stille griff die Mutter nach der freudig ausgestreckten Hand des Kindes und legte sie auf die Decke zurück. Dabei sagte sie mit unterdrückter Stimme:

„Du irrst dich, Elia. Der Herr ist ein Arzt und will helfen, dich gesund zu machen.“

Ich trat wieder näher und sprach ein paar Worte zu der Kleinen. Sie wandte den Blick enttäuscht von mir ab, der Mutter zu und bat sehnlichst:

„Aber der Vater kommt doch? Nicht wahr, Mutter, er kommt?“

Mit unsicherer Hand näherte die Mutter das Glas nochmals den Lippen des Kindes und sagte mit vor Erregung zitternder Stimme, seine bittende Frage ignorierend:

„Du sollst jetzt trinken, Elia.“

Das Kind trank gehorsam, aber seine Augen bestellten weiter, und als die Mutter, nachdem sie sorgfältig die Kißen geglättet und die Decke fester um den fieberglühenden Körper der Kleinen geschlagen hatte, sich vom Bett abwandte und mir in das Nebenzimmer vordrängte, folgte uns noch einmal sein lebendes:

„Nicht wahr, Mutter, er kommt?“

Der Nebenraum war hell erleuchtet und das unmaßlich alles aufdeckende Licht zeigte mir deutlich, welcher Sturm die Frau durchstobte. Nicht die

Sorge um das Kind hatte ihn aufgewühlt; sie war geföhrt gewesen, als ich kam, trotz der Angst, die in ihr zitterte. Das Verlangen des Kindes nach dem Vater war die Ursache.

Mein Raten tastete unsicher. Das Kind war jetzt bei vollem Bewußtsein. Trotzdem konnte es sein, daß durch die Krankheit Geschehnisse momentan aus dem Gedächtnis ausgelöscht wurden. Lebte der Vater nicht mehr, und war es dieses Verlangen des Kindes nach dem Toten, was der Mutter solche Pein schuf?

Oder waren es andere Gründe, welche sie zwangen, das Fehlen des Kindes nicht zu beachten?

War es Altersschicksal, das sie tragen mußte, oder war es eine Ausnahme — Tragödie, die sie betrafen? Daß sie allein stand, hatte meine Menschenkenntnis erraten. Aber war es der unbarmherzige Alteszwinger gewesen, war es das oft noch unbarmherziger waltende Leben, das sie zur Einsamkeit verdammt hatte?

Ich hob den Blick von der Reispapothek, die ich während meines Nachsinnens wieder in Ordnung gebracht und verschlossen hatte, und sah zu der jungen Frau hinüber. Sie hielt den Kopf mit den schweren Fledten gefenkt, wohl um das schmerzliche Zucken des Mundes vor mir zu verbergen.

Eben klang die leise Kinderstimme wieder herüber. Unsagbar rührend klang die schweie Bitte, das schüchtern Fehlen, das in unterdrücktes Schluchzen endete. Mit einem qualvollen Stöhnen schlug die Mutter die gerungenen Hände vor das blasse Gesicht und sank neben dem Tisch auf einen Stuhl. Ihr Körper bebte in verhaltenem Weinen.

Ich wandte mich ab in dem Bestreben, sie die verlorene Fassung wieder gewinnen zu lassen und ging in das Krankenzimmer, um nach dem Kind zu sehen. Es war nach dem letzten, sehnlichen Ruf verstummt, und als ich an sein Bettchen trat, sah ich, daß es erschöpft eingeschlummert war. Die Wangen waren feucht von Tränen und an den Wimpern hing noch ein paar helle Tropfen. Die kleine Brust hob sich in zitternden Atemzügen und die halb geöffneten Lippen bewegten sich leise, als riefen sie weiter nach dem schmerzlich Entbehrten.

Es war ein tieftrauriges Anblick, das schwertrante Kind mit dem Ausdruck fast hoffnungslos geworbener Sehnsucht auf dem abgezehrten Gesichtchen. Voll Erbarmen sah ich auf die Kleine hinab. War es unmöglich, ihren Wunsch, nur zu wahrseinlich den letzten, zu erfüllen?

Voll Erbarmen dachte ich auch an die Qual der Mutter, die jedes Fragen meinerseits nur verschärfen würde. Und doch mußte ich mich dazu entschließen, wollte ich dem kindlichen Sehnen, wenn irgend möglich, zur Erfüllung verhelfen. Scheinbare Indiskretion gehört oft mit zu den Pflichten des Arztes; sie fiel mir selten so schwer wie diesmal.

Ich ging in das Nebenzimmer zurück. Die junge Frau sah noch an dem Tisch. Sie hatte den Kopf in die linke Hand gestützt, der rechte Arm lag flach ausgebreitet auf der Tischplatte. Sie schien wieder geföhrt, nur manchmal schüttelte sie ein nervöses Schauer. Etwas Horrendes lag in ihrer Haltung; es war, als lausche sie, ob die qualende Bitte nicht nochmals an ihr Ohr schlage.

„Das Kind schläft nun,“ sagte ich, zu ihr herzutretend.

Ihre Brust hob sich unter einem erleichterten Aufatmen.

„Es ist unter Tränen eingeschlummert,“ fuhr ich fort.

„Ist es ganz ausgeschlossen, gnädige Frau, diese Tränen verziehen zu machen?“

Bei meiner unvermittelten Frage judte sie empor.

„Sie meinen, Herr Doktor?“

„Ich weiß nicht, ob es in menschlicher Macht steht, den Wunsch des Kindes zu erfüllen.“

Sie sank in ihre vorherige Stellung zurück und sagte tonlos: „Der Vater des Kindes lebt.“

Dann erkannte ich es für meine Pflicht als Arzt, dazu zu raten, nichts zu unterlassen, was zum Besten der Kranken sein könnte. Das Kind macht instintiv von seinem Rechte Gebrauch, in der Stunde der Gefahr seine Eltern um sich haben zu wollen. Was immer zwischen ihnen stehen mag, es sollte in einem solchen Fall zum Schweigen gebracht werden.“

„Sie sehen selbst, alles begonnen, höchstens halb ausgeführt, dann weggeschoben — und nach oft wochenlangem Untätigkeit wieder neue Pläne, neue Entwürfe, die ebenso wenig zur Vollendung gelangten. Alle meine Versuche, eine Aenderung zu erzielen, Stetigkeit und ernstes Streben in sein Schaffen zu bringen, waren umsonst. Wie aus einer unerwarteten Fessel riß er sich los, um ungehemmt dem launischen Spiel mit seiner Kunst, das die petunären Verhältnisse leider gestatten, sich hingeben zu können. Darüber sind mehrere Jahre vergangen; nie hat er sich um das Kind — um uns beide gekümmert. Das Kind gehört mir allein an. Soll ich ihm jetzt durch eine Nachricht über die Erkrankung seine Vaterrechte wieder einräumen, deren er selbst sich entäußert hat? Soll ich ihn bitten, zu kommen, auf die Gefahr hin, mich vergeblich zu bemühen? Unmöglich, ich kann es nicht!“ schloß sie gequält.

Ich hielt es für besser, die Klarlegung der Verhältnisse, zu der sie sich durch meine Mahnung veranlaßt sah, gleich einer Weichte zu betrachten, wie sie dem Arzt so oft abgelehrt wird, und still über sie hinwegzugehen, um mich auch weiterhin nur zum Anwalt der Rechte des Kindes zu machen.

„Gibt es für eine Mutter ein „Unmöglich“, wenn es gilt, ihrem schwertranten Kinde Erleichterung zu verschaffen? Sie wissen, das Leben des Kindes ist in Gefahr. Wendet sich alles wieder zum Guten, mögen Sie früher oder später über die Dual hinwegkommen, die Ihnen das Fehlen der Kleinen jetzt bereitet. Tritt aber das Aeußerste ein — können Sie den Gedanken ausdenken, mit welchem Gefühl Sie sich dann schuldig sprechen müßten, nichts getan zu haben, um den letzten Wunsch Ihres armen Kindes zu erfüllen? Dem Kinde zuliebe — und um Ihrer selbst willen — überwinden Sie sich und senden Sie Nachricht. Was dem gefundenen Kinde nicht gelungen ist, das Sehen des todttranten kann in der Brust des Vaters das Zugehörigkeitsgefühl zu seinem Kind wachrütteln. Und bleibt er auch dem Gefühl verschlossen und kommt nicht, so haben Sie doch die Beruhigung, nichts, was in Ihrer Macht liegt, veräußert zu haben.“

Sie hatte, während ich sprach, die Hände krampfhaft zu Föhlen geballt und schauernd die Augen geschlossen, als sähe sie vor sich, was ich ihr schilderte. Nun strich sie eine Weile wortlos vor sich hin. Endlich erhob sie sich und ging zu dem Kind hinein. Sie blieb über das Bett gebeugt stehen und streichelte behutsam das Köpfchen der Kleinen. Und wieder war das Horrende in ihrer Haltung.

Dann kam sie zu mir zurück, mit ungleichmäßigen Schritten, bald langsam und zögernd, als schleppe sie noch an der drückenden Last der Ueberlegung, bald hastig, als wolle sie in einem schon gefassten Entschluß wieder entfliehen. Sie ging zu dem jährt vor einem der Fenster stehenden Schreibtisch, drehte das Licht auf und hob den Stuhl zurück.

„Um des Kindes willen,“ sagte sie leise vor sich hin.

Aber noch einmal hielt sie inne und fügte sich schwer auf die Platte des Tisches. Ein gemarterter Ausdruck lag auf ihrem Gesicht und wie Hilfesuchung flog ihr Blick zu mir herüber.

Ich trat zu ihr hin.

„Ich sehe, gnädige Frau, daß trotz Ihres Widerstrebens Ihr Entschluß geföhrt ist und würde Ihnen gern die Ausführung desselben nach Möglichkeit erleichtern. Wenn Sie es vorsehen und mir das Recht dazu geben, übernehme ich als Arzt die Benachrichtigung.“

„Sie sah dankbar zu mir auf und nickte zustimmend.“

„Ich bitte Sie darum, Herr Doktor.“

Ich brachte die nötige Mitteilung zu Papier, fügte meinen Namen bei und bot der jungen Frau das Blatt zur Durchsicht. Sie verschob die Platte mit der Adresse und reichte sie mir ohne weiteres Zögern dem herbeigeklingelten Mädchen zur sofortigen Beforgung.

Ich konnte für den Augenblick nichts weiter helfen und verabschiedete mich. Eine getroffene Vereinbarung zwang mich, mit dem Frühzuge weiter zu reisen; jedoch stellte ich mich dahin der jungen Frau zur Verfügung und nannte mein Hotel, falls sie nochmals meiner bedurfte.

Sie dankte mir mit wenigen, innigen Worten für meine Bemühungen und trat dann an das Lager des Kindes zurück.

Ich sah noch, wie sie nach den

Händen der Kleinen griff und mit tiefgefentem Kopf neben dem Bettchen in die Knie sank.

Langsam ging ich durch die Straßen zu dem Hotel zurück. Meine Gedanken kamen nicht los von dem Frauenchicksal, das sich mir eben entpöhrt hatte, und Zweifel regten sich plötzlich in mir, ob ich auch recht gehandelt hatte. Ich war einzig Arzt gewesen, solange ich das todttrante Kind vor mir sah, und als solcher war es meine Pflicht, den Rat zu geben, der befolgt worden war.

Jetzt aber stand die junge Frau, deren Name mir nicht einmal bekannt geworden, im Vordergrund meiner nunmehr rein menschlichen Erwägungen und im Hinblick auf sie wollte es mir scheinen, als hätte ich nicht das Recht gehabt, in die Geschichte anderer einzugreifen, Wege sich vielleicht wieder treuzen zu machen, die auseinander gestrebt waren.

Die Antwort auf meine damaligen Zweifel sollte ich völlig unerwartet bekommen, zu einer Zeit, als neue Verhältnisse jene Begebenheit wohl nicht in Vergessenheit gebracht, aber doch zurückgedrängt hatten.

Ich benötigte einen verregneten Urlaubstag in München zur Besichtigung der Kollektiv-Ausstellung eines Malers, dessen Werke in letzter Zeit viel von sich reden machten. Der Kunstsalon war sehr gut besucht und ich konnte nur langsam von Bild zu Bild gelangen. Aber auch ohne diese äußere Nötigung hätten sich meine genesenden Blicke nicht rascher von dem Gebotenen losreißen können.

Die Landschaftsbilder und Skizzen waren von einem Stimmungsreichtum und von solch wechselnder Farbenpracht, wie zu malen wohl nur dem Künstler möglich ist, der in innigem Kontakt mit der Natur lebt und der all ihre Schönheiten am rechten Ort und zu ihrer Zeit zu finden sich Mühe gibt. Die von Blüten überfüllte Hochwiese in Frühlingsmorgenbeleuchtung, der schwülle Sommertag, der über dem glatten See Spiegel brüht, sie waren so vollendet wiedergegeben wie die vom Gewittertum gepfeiften, aufgewühlten Wellen, wie der Buchenwald in herblichem Farbenspiel und die schneize Pracht des Gebirgswinters.

Ein gefondert hängendes Bild war am stärksten von Beschauenden umdrängt. In der Erwartung, wieder eine besonders fein abgelassene Naturstudie zu finden, trat ich hinzu. Aber zu meiner Ueberaschung lernte ich die Kunst des Malers von einer ganz neuen Seite kennen.

Das Bild war „Lebenswende“ benannt und zeigte ein erschütterndes Bild Menschenchicksals. Mit Blüten bestreut, selbst eine frühzeitig entfaltete Blüte, lag ein Kind im Sarge. Hohe Kerzen warfen ihr Flackerlicht auf das zarte Gesicht und die goldigen Haare. Mit dem Rücken zu dem Beschauer gewandt, lag eine junge Frau auf den Knien neben dem Sarge. Den Kopf gefenkt, dessen Haarfülle das darauffallende Licht die gleichen Goldreflexe entlockte wie dem Köpfchen, das auf dem weissen Stoff vor ihr lag, hatte sie die linke Hand auf die gefalteten Kinderhändchen gelegt. Auf der anderen Seite des Sarges stand ein Mann, die hohe Gestalt gebeugt, den Kopf zum Kusse über die rechte Hand der Frau geneigt, die sie über den Sarg hinweg ihm hinreichte.

In der Haltung des Mannes war tiefes Schuldbewußtsein, vermischt mit reuigem Flehen um Vergebung ausgeprägt, die der Frau zeigte eine verzeigende Güte und ließ doch den Kampf abnen, der dieses Verzeihen sie kostete.

Das Bild war meisterhaft gemalt und übte eine Wirkung aus, wie es bloß Worte können, die nicht das Ergebnis dichtender Künstlerphantasie, sondern eine Weichte innersten Erlebens sind.

Der geneigte Frauencopf zog meine Blicke am stärksten an sich, um ihn schließlich nicht mehr loszulassen. Wie ein unbestimmtes Erinnerung tauchte es bei meinem Anblicke in mir auf, bis die boretz wie löse fäden flatternden Gedanken sich auf ein Erlebnis konzentrierten. So wie dieser flechtenbeschwerter Kopf sich neigte, so hatte damals in jener kleinen Stadt, die ich nur als Reisender besuchen wollte und wo der Zufall mich gezwungen hatte, als Arzt einzuspringen, die junge Frau das Haupt gefenkt, als sie dem Kinde zuliebe sich überwinden und meinem Nerven geföhrt war. So kniete sie neben dem Bettchen, so hielt sie die Kinderhände in ihrer Hand, als mein Bild sie zuletzt traf.

War sie es? War es so gekommen, wie das Bild es zeigte?

Je länger ich hinsah, desto mehr schwand jeder Zweifel. Mein Erinnerung täufchte mich nicht, sie war es.

Das Bild zeigte eigenes Erleben des sen, der es geschaffen.

Der Reifemantel, der halb herabgeglitten auf den Schultern des Mannes lag, die seitwärts hingeworfene Hergang zu erraten. Der Sehnachtsruf des todttranten Kindes hatte zum Herzen des Vaters gesprochen, — er war herbeigeeilt — und war zu spät gekommen.

Für das Kind zu spät gekommen —

Ob für sich selbst und für die einst Verlassene noch zu rechter Zeit? War ihr Verzeihen ein völliges Vergeben geworden?

Der Zufall beantwortete mir auch diese Frage.

Während ich sinnend vor dem Bilde verweilte, hatten die übrigen Beschauer es gemerkt. Jetzt eben traten zwei Damen heran und vertieften sich in die Betrachtung des Bildes. Schon vorher bei den Landschaftsaufnahmen waren sie eine Weile in meiner Nähe gewesen, und die Bemerkungen der einen über die Herkunft dieser oder jener Studie hatten mich vermuten lassen, daß sie zu dem intimeren Bekanntschaftskreis des Künstlers zählte.

Nun standen sie schweigend und ließen das Bild auf sich wirken.

„Die Verzeihen!“ sagte die eine endlich im Tone tiefsten Mitgeföhls. „Zu denken, daß sie erst den größten Schmerz ertragen mußte, den es für ein Mutterherz gibt, ehe sie ihr Frauenglück finden konnte.“

„Wäre es ihr erspart worden,“ erwiderte die andere nachdenklich, „hätten die beiden am Krankenlager, nicht am Totenbett der Kleinen sich wiedergeföhren, wer weiß, ob dann nach der Genesung des Kindes nicht alles zwischen ihnen beim alten geblieben wäre. Die Ergrüftung, das Kind tot zu finden, bewirte wohl die plötzliche Klüftung seines Wesens, die es der Getrübten ermöglichte, Vergangenes vergessen sein zu lassen und ihm Hoffnung auf ihr Verzeihen zu geben.“

„Nur Hoffnung? Ich dachte —“

„Nachdem dieses Werk hier von dem Ernst seiner nun erwiderten künstlerischen Vortreibungen Zeugnis ablegte, wurde die bloße Hoffnung zur Erfüllung. Die übrigen Bilder sprachen deutlich genug dafür, daß sein Schaffen nun ein geregeltes blieb und er die Ziele seines Ehrgeizes sich immer höher steckte. „Lebenswende“ hatte er das Bild genannt, seines und ihres Lebens Wende führte es herbei.“

Ich folgte dem Gespräch nicht weiter, ich wußte genug. Ich trat zurück und nach einem letzten Rundgang verließ ich die Ausstellung.

Die schnellste Schiffskohlenladung.

Am Panamalanal, wo es noch manche andere Dinge von besonders großartigem Maßstabe gibt, ist am atlantischen Endpunkte eine neue Anlage für die Kohlen-Einnahme von Schiffen geschaffen worden, und dieselbe hat es unlängst fertig gebracht, in 24 Minuten nicht weniger als 420 Tonnen Steinkohle in die Bunker eines großen Schiffes zu laden. Dabei wurde nur ein er der vier Lade-Türme benutzt, mit denen die Anlage ausgestattet ist.

So schnell geht hier das Beladen, daß man fast niemals auf dem Schiff damit Schritt halten kann, und öfters die Uebermittlungen — Vorrichtungen zum Einhalt gebracht werden müssen, damit die Leute des Schiffes Zeit zum Einräumen und Ausgleichen bekommen!

Für die Zuede der Kriegsflotte wäre man übrigens mit der obigen Leistung noch nicht zufrieden, so erstaunlich sie auch ist. Die Anlage wurde darnach eingerichtet, daß sie, wenn es nötig ist, mindestens 2400 Tonnen Kohlen in einer Stunde hantieren kann, an jedem der vier Türme. Es sind praktische Experimente behufs Erprobung dieser Lade-Fähigkeit angestellt worden, und dabei wurde dieses Maß nicht nur erreicht, sondern sogar noch um eine Kleinigkeit übergriffen.

So weit also kann „lieb“ Vaterland ruhig sein, wenn einmal ein Flottenkampf gegen eine auswärtige Macht aufgenommen werden müßte, — vorausgesetzt, daß es ihr nicht gelänge, sich schon vorher des Kanals zu bemächtigen. Doch laßt uns nicht das „Friedenskonzert“ mit solcher Zukunftsmusik verderben...

— Unwahr scheinlich. „Dat Ihnen das Stück gefallen, gnädige Frau?“

„Ach ja — aber die Geschichte ist sehr unwahrscheinlich: Der zweite Akt spielt ein Jahr später und die Leute haben immer noch daselbe Dienstmädchen!“